

Anselmos Liebe

Autor(en): **Pfeiffer-Belli, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **15 (1939)**

Heft 51

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-753833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Allerlei Begebenheiten vom Essen

VON IRMALOTTE VOSS

Was wir essen, und auf welche Weise wir es zu uns nehmen, ist uns im allgemeinen so selbstverständlich geworden, daß wir uns kaum vergegenwärtigen, wie sehr sich alles dieses im Laufe der Zeit gewandelt hat. Weit aus nicht alle Speisen, die wir heute zu genießen gewöhnt sind, waren der kultivierten Welt früherer Zeiten bekannt. Baumfrüchte wie Äpfel und Birnen lernten die Menschen wohl früh anbauen und kultivieren, die Kenntnis eingeführter Früchte aber war lange unbekannt. So kam die Zitrone erst durch die Römer nach Norden, die sie nach ihren Siegen über die Meder kennenlernten. Melone und Aprikose brachten ebenfalls die Römer und zwar aus Armenien. Pfirsiche und Nüsse kamen aus Persien.

Ebenfalls römischen Ursprungs ist der Salat. Das Wort leitet sich von dem lateinischen «insalata» — eingesalzen her. Die Römer verzehrten — wie Columella berichtet — den Salat entweder ähnlich wie wir mit Essig, Öl und Gewürzen, außerdem aber kannten sie noch eine andere Bereitungsart. Sie packten ihn vorher in eine Salzlake mit Bohnen, Dill, Fenchel und Lauch, und aus diesem «einsalzen» hat sich dann unser Name kaum verändert gebildet. Der Geschmack scheint sich dagegen sehr gewandelt zu haben.

Aber nicht allein die Nahrungsmittel und Gerichte, auch die Preisordnungen waren nicht immer die gleichen. Krebse zum Beispiel waren in früheren Zeiten an manchen Orten so billig, daß Verbote erlassen werden mußten, das Gesinde an Festtagen ausschließlich mit Krebsen (!) zu verpflegen. Andererseits war im Mittelalter eine uns wohlfeile Nahrung sehr teuer, nämlich der Zucker. Zucker war Importware. Er wurde aus Zuckerrohr hergestellt und mußte aus den Kolonien eingeführt werden. Daher konnte Zucker auch zu Backwaren nicht in großem Maße verwendet werden. Die Kuchen wurden mit dem billigeren Honig gesüßt. Erst mit der Gewinnung des Zuckers aus der in Europa heimischen Zuckerrübe konnte der Zucker zum billigen Volksnahrungsmittel werden.

Von allem vielleicht am meisten gewandelt haben sich die Tafelsitten. Daß eine Gesellschaft am gemeinsamen Tisch Platz hat, kannte man bei den Römern noch nicht. Das römische Gastmahl findet an verschiedenen Tischen und Lagerstätten, nur im gleichen Raum, statt. Jeder Gast ruht auf einer Art Sofa und die Speisen werden ihm einzeln auf Schalen herbeigetragen. Daß auch der gute Ton bei der Tafel früher erheblich verschieden von unserer Zeit gewesen sein muß, geht schon daraus hervor, daß die Gabel ebenso wie die Serviette verhältnismäßig spät aufkamen. Die Gabel treffen wir zuerst in Byzanz. Sie gelangt vereinzelt im 14. Jahrhundert nach Europa. Nicht früher als zum Ende des 17. Jahrhunderts wird sie allgemein zum Essen verwendet!

Hieraus können wir uns auch eine Vorschrift erklären, die im Mittelalter an einem Hofe Mitteldeutschlands erlassen wurde. Wir verdanken sie, wie viele der hier aufgeführten Tatsachen, dem hübschen und appetitanregenden Buche «Dekameron der Feinschmecker» von Walter Bickel (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1937). «Man soll bei Tisch» — beschreibt die Anweisung ein gutes Verhalten — «die Finger nicht ablecken, auch nicht in den Mund stecken, wenn sie sich verbrannt haben!» Wenn wir solche Aufforderung noch ein wenig durch das Fehlen der Gabel verstehen können, so läßt der erste Teil der Bestimmung doch ein recht finstres Licht auf die Essensitten vergangener Zeiten fallen. Es heißt da: «Damen sollen bei Tisch nicht durch Gesten ihren Appetit verraten, der an das Geben von Raubtieren erinnert, oder ständig mit gierigen Augen die Speisen anstarrten, als ob sie mehr vertilgen möchten, als durch ihren dünnen Schlund hinuntergeht.» Und es wird nicht besser, wenn wir endlich hören: «Man soll den Mund nicht so vollpropfen, wie Dudelsackpfeifen anschwellen, und auch nicht so viel saufen!»

Überhaupt will es manchmal scheinen, als habe in alten Zeiten der menschliche Magen mehr ausgehalten. Wir müssen allerdings bedenken, daß oft Schilderungen alter Gastmähler nicht allein Tatsachenberichte sind, als vielmehr Lobgesänge und Heldenlieder auf diejenigen, die so reich und mächtig gewesen sind, daß sie solche Gastereien veranstalten konnten. Dennoch geraten wir gelegentlich in Staunen. So wurden beispielsweise bei den Weihnachtsveranstaltungen Richards II. in Whitehall täglich 26 bis 28 Ochsen, 300 Schafe und unzähliges Geflügel geschlachtet. Oder: Bei der Hochzeit des Fürsten von Landeshut wurde acht Tage gespeist. Die Gesellschaft verzehrte 3000 Ochsen, 62 000 Hühner, 5000 Gänse, 75 Wildschweine und 7500 Krebse und trank dazu nicht weniger als 170 Fässer Landeshuter Wein und 270 Fässer ausländische Weine. Die Kosten des ganzen sollen sich auf die enorme Summe von 70 000 Dukaten belaufen haben. Schilderungen von prächtigen Gastmählern aus alten Zeiten sind zahllos und könnten beliebig angeführt werden. Dabei sind Speisungen des Volkes, das heißt der Zuschauer, an der Tagesordnung. So beispielsweise bei den Krönungsfeierlichkeiten Maximilians I. in Aachen, wo man ganze Lämmer aus den Fenstern in das unten gedrängte Volk warf, ebenso Fische und gebratene Hasen. Leider wird in dem alten Bericht nicht mitgeteilt, wie sich diejenigen verhalten haben, denen diese milden Gaben auf den Köpfen landeten, und wie weit dies zur Förderung des Appetits beigetragen haben mag. Denn daß es absonderliche «Aperitifs» gegeben hat, entnehmen wir einer Schilderung Herodots, der berichtet, man habe gelegentlich vor dem Mahl einen kleinen Sarg mit einer geschnitzten Totenfigur hineingetragen und dazu gesagt: «Werfe deinen Blick auf die-

sen Mann, dem du nach deinem Tode gleichen wirst; trinke und vergnüge dich daher jetzt!» Solche Reizmittel müssen wohl den Appetit gefördert haben, wie wir aus den verzehrten Mengen schließen.

Entsprechend dem veränderten Appetit der Menschen hat sich auch der Begriff von ärmlischen oder reichlichen Essen gewandelt. So können wir es beispielsweise nicht gerade kärglich finden, wenn wir hören, was Louis XVI. während seiner Gefangenschaft im Temple aufgetischt erhielt. Es waren täglich im Durchschnitt: 10 Pfd. Brot, 100 Pfd. Fleisch, 25 Pfd. Speck, 56 Pfd. Geflügel, 10 Pfd. Fisch. Hierbei fällt uns besonders das Verhältnis von Brot zu den anderen Speisen auf, und wir gewinnen den Eindruck, daß der gefangene König und seine Umgebung nicht «vom Brot allein» gelebt zu haben scheinen. Hierzu sei eine Speisekarte des Königs im Temple erwähnt: 3 Suppen, 4 Zwischengerichte, 3 Schüsseln Braten zu je 3 Stück, 4 Süßspeisen, 1 Schüssel Feingebäck, 3 Schüsseln Konfekt, 3 Schüsseln Obst, 3 Butterbrötchen. Dazu wurden getrunken: 1 Flasche Champagner, 1 Karaffe Bordeaux, 1 Karaffe Malvasier, 1 Karaffe Madeira, 4 Tassen Kaffee. Das Abendessen war genau so umfangreich, nur daß der Kaffee fortfiel.

Wir kommen also mehr und mehr zu dem Eindruck, daß die Früheren über elastischere Mägen verfügt haben müssen, und das ist um so erstaunlicher, als man die Einrichtung der Speisekarte erst verhältnismäßig spät kennenlernte. Bevor man also eine aufgeschriebene Speisefolge hatte, mußte man es fertigbringen, ohne vorheriges Wissen, was noch kommen würde, nur so viel zu sich zu nehmen, daß das Folgende immer noch gewissen Raum fand. Einer Art Speisekarte begegnen wir auf dem Reichstag zu Regensburg, wo der Herzog von Braunschweig großes Aufsehen dadurch erreichte, daß «ein langer zedel bei ihm auf der tafel ligen that, den er öfters mal besahe».

Einer der letzten großen Esser war Honoré de Balzac. Balzac pflegte, während er arbeitete, kaum etwas zu verzehren, hielt sich dafür aber später schadlos. Hier ist eine Speisekarte erhalten, die allein die Anteile des Herrn von Balzac am Mahle darstellt: 100 Ostender Austern, 12 Hammelkoteletten, 1 Ente mit weißen Rüben, 2 gebratene Rebhühner, 1 Seezunge Normande.

Es ist für uns nicht leicht, sich alle diese gewiß an sich herrlichen Dinge zu einer Mahlzeit und in einem Magen vorzustellen, und es kommt uns angesichts solcher Eßleistung ein weiser Ausspruch in den Sinn, den wir abschließend anführen möchten, damit wir Späteren auch einmal zu Worte kommen. Er betrifft den Genuß des Gänsebratens und lautet: «Eine Gans ist ein komischer Vogel. Ißt man eine, so hat man zum Frühstück zu wenig. Ißt man aber zwei, so verdirbt man sich den Appetit zum Mittagbrot!»

Anselmos Liebe

VON ERICH PFEIFFER-BELLI

Das war ein Traum, vor dem ein Vorhang sich öffnete: auf einen kleinen stillen Platz, der ein ungefähres Fünfeck bildete, führte die Straße. Die Häuser zur Rechten und Linken gaben die flankierende Kulisse ab. Zwischen den breiten Steinplatten des Bodens wuchs spärliches Gras, eine Seltenheit in Venedig.

Marcel übersah das alles mit einem Blick und teilte die letzte Feststellung Viviane mit. Die legte nur den Finger auf den Mund, ihr benahm der Anblick ein wenig den Atem: die Straße mit ihren zartfarbigen Häusern, die auch im Verfall dessen Moderduft ausatmen, am Ende der kleine Platz, in dessen Mitte ein zierlicher Brunnen sich erhob, auf drei Stufen stehend, ausgetretene Stufen, die wie flache Wellen um den Marmortrog liefen. Die Zierate waren abgenutzt, glatt geworden. Darüber stand der Mond, selbstam gelb, wie eine gezuckerte Zitronenscheibe, mußte Viviane denken. Und dann der Nachthimmel, das Dach dieser Straße, dieses Platzes mit Sternennest. Der sommerliche Geruch der Lagune schien dann und wann wie eine Andeutung zart und doch dringlich über die Szene zu gehen. Auch Marcel war befangen, obwohl er die schwüle, etwas allzu romantische Situation vor sich ein wenig störend empfand. Er hatte sich eben noch mit Viviane gezankt, eine ganze Menge seiner schönsten kämpferischen Argumente war ihm beim Anblick dieses venezianischen Bildchens abhandeln gekommen. Hier mußte man still sein. Ob Viviane

dies Schweigen als einen Erfolg nahm? ... Es fehlen ein paar Bäume, Linden etwa, die blühten, dachte er, aber wo sollen in Venedig Bäume herkommen? Ebensogut hätte man nach einer Karosse mit vielen Pferden verlangen können.

Wenn nur niemand kommt, überlegte Viviane. Ihr Arm suchte den Marceles zu berühren, aber es gelang nicht ganz. Auch kam jetzt jemand. Das Auge mußte sich zuerst an die Verhältnisse des Lichts gewöhnen, der Mond blendete noch und die Oellampen, die an zierlichen Kettengirlanden über die Straße hingen, gaben keine rechte Helligkeit. Es kam jemand. Ueber den Rücken der geschwungenen Brücke kam er, langsam, mit hübschen Schritten, ein Mann, der einen schwarzen Dreispitz auf dem Kopfe trug, kleine schwarze Pantoffeln ohne Absätze an den Füßen. Ihn hüllte ein buntes Gewand aus rautenförmig geschnittenen und zusammengefügt Stoffstücken ein, und der kleine Kragen, der rund um den Hals saß, war weiß und melancholisch wie Mondlicht im Oktober. In der Hand, das sah man jetzt, da der Mann näher zum Brunnen kam, trug er eine Pritsche, die laut lärmte mochte, wenn man sie gebrauchte, und eine Gitarre, die stets ein wenig sang, wie es die Aeolsharfen tun in alten Bäumen. «Dies ist Anselmo», sagte leise Marcel, als erinnere er sich in diesem Augenblick des Namens. Und Anselmo setzte sich nieder auf die Stufen des Brunnens. Seine Pritsche und sein Saitenspiel

legte er neben sich, und beides gab den ihm gemäßen Ton, als er aus der Hand des Herrn auf den Stein glitt. Tauben kamen nun geflogen, große weiße Vögel, die Flügel klapperten ein wenig hölzern, als schwänge jemand eine Schnarre, aber es mußten wohl die Tauben sein, denn es war sonst still rings, und die Uhr der Salute, die Marcel weiter rechts und in einiger Entfernung vermutete, sollte erst in einer halben Stunde elfmal schlagen.

Ich bin Anselmo, begann der junge Mann mit einer angenehmen, warmen Stimme vor sich hinzusetzen. Anselmo, bin ich's denn auch wirklich noch? Der Sprecher ließ eine kleine Pause eintreten, sie benutzte ein großer weißbrauner Hund, den die Kinder Barry zu rufen pflegten, um aus einem Torweg herauszutreten und langsam mit etwas nach innen gestellten Beinen auf Anselmo zuzugehen. Der Buntgekleidete legte seine Hand auf den Kopf des Tieres, die Tauben gingen gravitatisch und gurrend auf dem Brunnenrand hin und her, einmal links, einmal rechts herum.

Viviane und Marcel fanden, daß man diesem Bild einige Zeit zusehen könne: die wandernden Vögel, der große Hund und zwischen ihnen der wandernde Mann, der Mond, die Sterne und endlich die elf Glockenschläge von Santa Maria della Salute. Es war, als hinge der Name Anselmos noch an den Firsten der Häuser, an den grünen Fensterläden, an den kleinen Nischen, in denen

Madönchen standen, beschmutzt von Taubenmist, aber darum doch nicht weniger verehrt.

Man wird mich für einen Narren halten, wenn man von diesem Kleid auf den Träger schließt, sagte der Sitzende und sprach seine Worte eindringlich in das Gesicht des Hundes. Aber jedermann, der liebt, wirklich liebt, wird zum Narren seiner Leidenschaft. Es ist falsch, zu behaupten, daß es anders wäre. Nur dann ist die Liebe groß und einzig, wenn sie uns zu verwandeln vermag, aus Klugen Narren, aus Narren Philosophen macht, wenn sie uns umdreht wie einen Handschuh. Ich weiß, die allgemeine Auffassung ist eine andere, man küßt zwar, aber man liebt nicht, man herzt sich zwar, aber man hat kein Herz mehr. Ich bin Anselmo, vor zwei Jahren hat mich eine Barke an diesem stillen Platz abgesetzt, hier fand ich eine Wohnung, mein Glück und Unglück.

Marcel und Viviane sahen sich an, sie erstaunte es, diesen Mann so freimütig von sich erzählen zu hören, aber sie kamen nicht zum Sprechen, denn von links aus einer Seitengasse, die man bisher nicht bemerkt hatte, kam lautlos ein Leichenzug. Vier Pferde, ganz in schwarze Tücher gehüllt, zogen einen kleinen Wagen. Ueber den Sarg, der darauf stand, war eine abgeschabte, tief schwarze Samtdecke ausgebreitet, deren Quasten und Frensen im Kot des Weges schleppten. Ein bleicher Mann

mit grauem Kopf- und Barthaar stetzte neben den Pferden her. Er trug einen Frack und einen abenteuerlich hohen Zylinderhut. Ein halb trauriges Lächeln lag wie gemalt auf seinem Gesicht. Das Gefährt kam nur langsam vorwärts, die Pferde zogen schwer, als liege ein riesiges Gewicht auf den Achsen des Wagens.

Er führt alle meine Hoffnungen zu Grabe, sagte Anselmo und wies mit dem Finger auf den Mann neben den Pferden, den ein brauner Pudel zu umhüpfen begann. Der Dreispitz war Anselmo etwas aus der Stirn gerutscht, sein Gesicht war kalkigweiß im Licht des allmählich absinkenden Mondes. Dies nämlich, sagte der Sitzende, ist Marco, ein reicher Juwelier. Er hat Mirandolina beschwätzt, die Seine zu werden, und sie hat ihm ihr Jawort gegeben. Der Frackträger nickte nur stumm und führte Wagen und Pferde in den Vorbogen eines Hauses, an dem sein Name «Marco» und sein Handwerk in goldenen Buchstaben zu lesen stand. Der Pudel hob an der Ecke voll Verachtung des linke Hinterbein.

Wenn Mirandolina erscheint, sagte erklärend der bemitleidenswerte Anselmo, dann beginnt diese blütenlose Straße zu blühen, dann duftet dieser armselige, kaum gekannte Platz wie ein königlicher Garten in den ersten Tagen des frühen Sommers, dann wachsen hier schlanke Bäume aus den Ritzen des Pflasters, Glockenblumen läu-

ten, und das Venedig der armen Leute hier ist nicht mehr Venedig, sondern ein Paradies. Ich habe noch keine zehn Sätze mit Mirandolina gesprochen. Sie wohnt meinem Hause gegenüber, und ihr Vater ist ein alter, zänkischer Apotheker. Abends, wenn ich am Fenster stehe, zündet sie Licht in ihrem Zimmer an, die Gasse ist enge genug, daß ich den kleinen Schatten sehe, den ihre dunklen Wimpern über ihre Augen breiten. Sie weiß, daß ich oben stehe, denn ich mache ihr leise Musik auf meiner Laute. Dann beginnt die schöne Tochter des Apothekers sich zu entkleiden, bis sie endlich wie eine kleine Meergöttin im Zimmer steht unter der Kristallglocke des Lichts, das sie nach einiger Zeit erlöschen läßt. Daß sie mich liebt, hat sie mir nie gesagt, daß ich abends am Fenster stehe, nie verboten, aber sie wird mich nicht heiraten, und ich liebe sie so, wie man nur das liebt, was man nie ergreifen wird. Die große Liebe ist die Fastenzeit des Herzens. Wir hüllen uns in die bunten Gewänder unserer Sehnsucht, wir sind einmal ganz wir selbst, da die anderen uns für Narren halten. Wir tragen sonst im Leben so viele Masken, aber die Karnevalsmaske ist ein nach innen gekehrter Spiegel, wie klar, wie überdeutlich wir uns in ihm sehen! Ich wollte meine Larve an den Gürtel hängen, aber ich fand sie zu sehr mit meinem Gesicht eines geworden, ich hätte mir mein Gesicht blutig abreißen müssen.

ALS DER HERR LEUTNANT EINQUARTIERT WAR!



Trudy's Freundinnen waren gelb vor Neid, als sie hörten, dass ein junger Leutnant bei ihrer Familie einquartiert war.



Aber der Herr Leutnant schien von Trudy gar keine Notiz zu nehmen.



„Ich weiss, es ist mein schrecklicher Teint“, meinte Trudy schluchzend zu ihrer Mutter. „Das kommt von der schlechten Büroluft, Du leidest wahrscheinlich an Hautmüdigkeit und ich habe gehört, dass LUX Seife hierfür wunderbar ist“, sagte tröstend die Mutter.



Trudy befolgte Mutter's Rat und der herrlich milde Schaum der LUX Seife gab ihrem Teint sehr bald wieder bezaubernde Frische.

LUX SEIFE
VERHÜTET HAUTMÜDIGKEIT

Musikfreunde

loben die reine und naturgetreue Wiedergabe musikalischer Darbietungen durch

Biennophone

den Schweizer Qualitäts-Radioapparat

Verlangen Sie bitte im Radio-Geschäft verbindliche Vorführung des Biennophone

JEAN WITZLER

IRIS

Zwickly

NÄHSEIDE

100/3

Viviane hat ihre erschreckte kleine Hand unter den Arm Marcells geschoben. Ihre Augen sind groß und ein wenig starr, ängstlich auf das Bild vor den beiden gerichtet. Marcel ist uneingestandenmaßen verlegen. Er liebt deutliche Bekenntnisse, wie der arme Anselmo sie tut, nicht.

Die weißen Tauben sitzen noch immer auf dem Brunnenrand; der Bernhardinerhund hat sich umständlich niedergelegt, Anselmo schweigt. Man kann nicht erkennen, ob er gar weint, denn der Mond ist verschwunden und der Verliebte hat seine Hand über die Augen gelegt. Da hört man aus der Ferne die Melodie eines Gondelliedes durch die Nacht näher und näher kommen. Auch den Gleichklang des Ruders vernimmt man nun, und bald ist der kleine schwarze Nachen unter der Brücke, man sieht seinen gezackten Schnabel, und plötzlich ist die Szene mit einem matten Licht überflossen. Mirandolina erscheint. Auch sie trägt einen winzigen Dreispitz, ihr Haar ist weiß gepudert, ein schwarzer Schleier ist aus der Stirn zurückgeschlagen, der schlanke Körper atmet unter einem Kleid aus Rosa,

Blau, Silber, Schwarz und einem perlmutterfarbenen Weiß. Die hochgewölbten Füße stecken in schwarzen Pantöffelchen, wie sie nur Venedigs Schuster machen können.

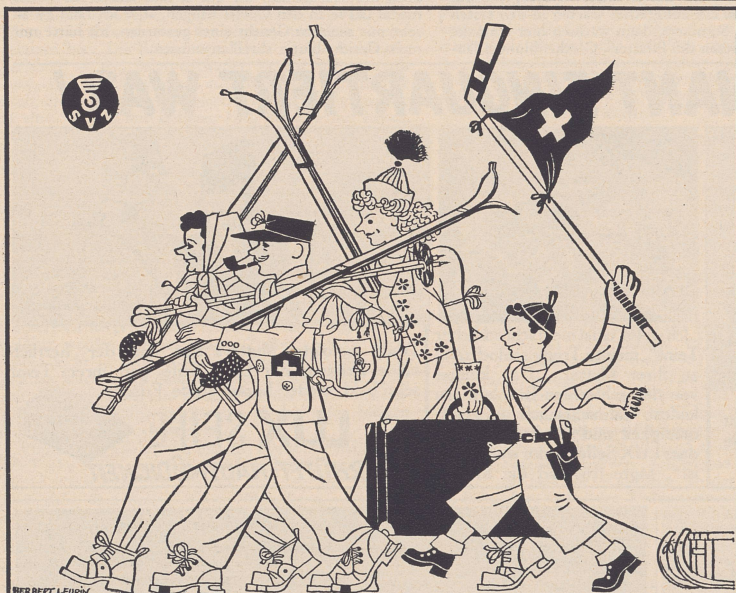
«La Venus de l'Adriatique
sort de Peau...»

muß Marcel denken und er nimmt sich vor, dies Gedicht nachher Viviane zu rezitieren.

Mirandolinas Auftreten ist wirklich mit nichts anderem zu vergleichen denn mit dem, was Anselmo vorhin phantasierte, mit Blumenduft und der Farbe frühlingsbunter Abendgärten, mit Nachtigallenschlag, mit allem, was süß, romantisch, verzaubert, was einmalig erlebt, schön und unwiederbringlich ist. Während Marco, der Goldschmied, wieder leise aus seinem Haus getreten ist, singt das Mädchen mit einer Silberstimme, daß sie Mirandolina sei, den reichen Alten heiraten werde, weil er ihr die ganze Welt zu Füßen legen wolle, diese reiche, große Welt. Zur Liebe, meint sie und zeigt dabei auf den armen Anselmo, bliebe keine Zeit. Und sie lacht süß und betörend und schwebt mehr, als sie geht, dem Apo-

thekerhause zu, in dessen Laden man nun die bunten Gefäße, die Mörser und Fläschchen erkennt. Während im ersten Stock ein Fenster goldenes Licht auf die Straße gießt, wird das Bild dunkel, ein kleiner Vorhang fällt über die Szene, der Lüster im Zuschauerraum des Marionettentheaters flammt auf. Ein Orchestrión spielt die Ouvertüre zur «Diebischen Elster».

«Aber es kommt noch ein Akt», sagt Viviane zu Marcel, der sich erhoben hat. «Wollen wir nicht trotzdem heim?» antwortete Marcel. «Glücklich kann der arme Anselmo doch nicht werden, heute abend nicht und morgen abend auch nicht.» Viviane hängt sich in Marcells Arm. Sie gehen leise aus der Bude, an der geschlossenen Kasse vorbei, durch ein paar Kleinstadtstraßen hinaus ins Feld. Langsam fängt es an, dämmerig zu werden, am Himmel steht unbeweglich noch ein kleiner roter Kinderdrachen. Daß sie stritten, als sie das Jahresmarktzelt betrachten, haben sie vergessen. Das Gedicht fällt Marcel wieder ein. Heute nacht wird er es ganz leise Viviane hersagen, denn Viviane liebt die Gedichte.



Jetzt erst recht in den Schweizer Winter

denn jetzt heisst es gesund bleiben, die jugendliche Spannkraft bewahren, mutig in die Zukunft schauen. Und dafür gibt es kein besseres Mittel als Winterferien und Wintersport in unseren Bergen.

Die Sportplätze erwarten uns, die Bergbevölkerung zählt auf uns Schweizergäste. In allen Skigebieten sind die meisten Hotels, die Skischulen, Skilifts und Schlittenseilbahnen im Betrieb. Wenn Sie Winterferien machen, dann werden viele Tausende, die im Fremdenverkehr ihr Brot verdienen, durchhalten können.

Sei es am Wochenende mit dem billigen Sonntagsbillet «Einfach für retour», sei es während der Festzeit mit dem fünf Tage gültigen Weihnachts- oder Neujahrsbillet oder sei es während ein paar Ferienwochen, immer soll unsere Parole lauten:

Jetzt erst recht in den Schweizer Winter,

ins Berner Oberland, nach Graubünden, in den Jura, die Ostschweiz, die Zentralschweiz, die Tessiner Alpen, ins Wallis oder in die Westschweiz!

Prospekte und Auskünfte über Fahrvergünstigungen und vorteilhafte Hotelarrangements durch die Hotels, Verkehrsvereine und Reisebüros.

In Zürich: American Express Co. - H. Attenberger - Danzas & Co. - A. Kuoni - Albert Leibacher - Lloyd Reisebureau R. Kündig - Hans Meiss - Jan Ouboter - Suisse-Italie - Reisebüro SBB, Paradeplatz - Wagons-Lits-Cook.

Noch ist es nicht zu spät ...
Wenn hier oder beim Haarwirbel das Haar
sich lichtet, ist es aber höchste Zeit, mit
Birkenblut
weiteren Haarschwund gründlich zu heilen. Hilft in kurzer Zeit Haarausfall, kahle Stelle, spröches Wachstum, verhindert das Ergrauen. Schafft einen neuen kräftigen Haarschwamm, nährt Haare und Haarwurzeln. Von vielen Tausenden bestätigt, selbst da, wo alles andere versagt. Aber genau auf den Namen Birkenblut achten, damit der Erfolg sicher ist. 100% Schweizerisch. Fl. Fr. 2.50 und 3.85. Für trockene Haare verlangen Sie Birkenblut mit Pina-Olio. In Apotheken, Drogerien, guten Coiffeurgeschäften. — Alpenkräuter-Zentrale am St. Gotthard, Faido.

Sie UND Er
wünschen sich zu Weihnachten
die neue Olivetti-Studio

C. W. SCHNYDER. ZÜRICH
Löwenstraße 60 - Tel. 315 21

Patentex
das seit 30 Jahren bewährte
Frauenschutz-Präparat
Von Ärzten begutachtet.
Vollständige Packung Fr. 5.50
Ergänzungstube Fr. 5.—
Erhältlich in allen Apotheken.
Aufklärenden Prospekt erhalten Sie
kostenlos in Ihrer Apotheke
Patentex-Vertrieb, Zürich 8, Dufourstr. 176